

Nr. 42. Bromberg, den 20. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tapfer aber sagt er: „. . . und den Auftrag nach London, unter der Bedingung einer erzwungenen Ehe, lehnen wir ab! — Nicht wahr, Xenia Grigorjewna?!"

Aus den Augen Xenia Tsaturowas lecht es warm, wie nachsichtig. „Weshalb überstürzen, mein lieber Freund", sagt sie, „wissen Sie denn nicht, daß Latwin allmächtig ist und die politische Polizei genügend Machtmittel in der Hand hat, widerstrebende Beamte zum Gehorsam zu zwingen? Haben Sie Sibirien vergessen, haben Sie vergessen . . ."

Aufgesprungen ist Medwedjeff. Tief gebeugt steht er vor der zarten Frau, ungezählte Küsse bedecken ihre schmale Hand. Und immer wieder sagt er: „Nichts habe ich vergessen, Xenia, Sie Göttliche, Sie Einzige. — Vergessen will ich nur, daß ich ein Trottel war, daß ich nicht Augen hatte, zu sehen, daß ich nicht Ohren hatte, zu hören, daß . . ."

Austoben läßt Xenia Tsaturowa den Sturm. Dann aber entzieht sie Boris Medwedjeff die Hand, und leise, wie schonend sagt sie:

„O Sie großer, großer, unbeherrschter Junge! Ist das Boris Borissowitsch Medwedjeff, der großmächtige Präsident des Nafta-Trustes, der Mann, der Schlachten geschlagen hat, oder ist das ein großer, schwärmender Junge, dem es einfallen will, Gedichte auf eine schöne Frau zu machen? Er soll sich wieder setzen, der unbeherrschte Junge, und er soll wieder sein, was er eigentlich ist: Boris Medwedjeff, der ernste Mann, der nach London fahren soll, um den schlauen Engländern eine Schlacht zu liefern . . ."

Gehorsam setzt sich Medwedjeff wieder in seinen Sessel. Verstört sieht er vor sich hin, als wäre eine große Hoffnung in ihm zusammengestürzt. Kalt, undurchdringlich ist wieder das Gesicht Xenia Tsaturowas. Kühl, sachlich spricht sie, wie bei einer geschäftlichen Verhandlung:

„Gewiß, Boris Borissowitsch, gewiß, ich will Ihre Frau werden. — Aber was uns bis hierher geführt hat, soll uns auch weiter leiten: die Lust zu steigen, Macht und Einfluß zu erringen. Wir haben bisher einander gestützt, werden auch weiter einander stützen. Aber ich müßte lügen, wenn ich behaupten sollte, daß ich für Sie mehr empfinde als große Achtung. — Und wenn ich nun Ihre Frau werde, so muß es das Gleiche sein wie bisher. Jene kleine Torheiten, die verliebte Leute durch die Ehe begleiten, wollen wir uns ersparen. Sie sind doch einverstanden, lieber Freund?!"

„Sie sind grausam, Xenia Grigorjewna!" antwortet Medwedjeff bitter.

„Sie irren, Lieber!" verteidigt sie sich leise. „Ich bin nicht grausam. Man sagt, ich wäre klug. Und ich will nur klug sein!"

„Und das Herz?! — Das Köstlichste an einer Frau! — Wo bleibt das Herz, Ihr Herz, Xenia Grigorjewna?!"

Sie schweigt. Wie in trüben Erinnerungen versunken. Eine unsagbare Schwermut hat beide befallen. Endlich sagt Xenia Tsaturowa leise und stockend: „Wir sind Russen, Boris Borissowitsch. Schwer hat uns das Schicksal heimgesucht. Wer wird ihm entrinnen können? Wer kann sich noch den Luxus erlauben, ein Herz zu haben?! — Dumpf und hart liegt die neue Zeit auf uns. — Aber kommen Sie, Boris Borissowitsch, wir wollen unserem Schicksal entgegengehen."

Durch die Korridore des Außenkommissariats schreiten sie, und Medwedjeffs Auto bringt sie zum Kommissariat des 9. Bezirks. Über einen feuchtschmutzigen, asphaltierten Hof gehen sie, über eine schmutzige, ausgetretene Steintreppe, durch übelriechende Gänge. In einem verqualmten, wenig sauberen Zimmer sitzt hinter einer niedrigen Brüstung ein Kommissar. Einen Schluck Tee nimmt er noch rasch, und dann begrüßt er ehrerbietig die beiden hohen Funktionäre der Sowjetbeamtenschaft, die miteinander die Ehe eingehen wollen.

Ein Register greift der junge, schlechtgenährte schlechtrasierte Kommissar. Die verbrauchte Luft des unsauberen Zimmers will Xenia Tsaturowa fast den Atem nehmen. Dann sagt der Kommissar leise, gleichgültig, tonlos:

„Also der Bürger Boris Borissowitsch Medwedjeff und die Bürgerin Xenia Grigorjewna Tsaturowa wünschen miteinander die Ehe einzugehen?!"

„So ist es!" antwortet Medwedjeff.

Gleichmütig kritzelt der Kommissar ihre Personalien in das Register. Dann erhebt er sich, und mit einer kurzen Verbeugung sagt er: „Die Pässe werden den Bürgern abends am Flugzeug übergeben werden."

Die Ehe Boris Medwedjeffs und Xenia Tsaturowas ist geschlossen.

Durch die Straßen schreiten sie stumm und nachdenklich. Auf der Petrowka vor den Auslagen des staatlichen Schneidersyndikats drängen sich die Frauen, Entzücken, Verlangen auf den Gesichtern. Und das Entzücken, das Verlangen gilt einem blauen Straßenkostüm inmitten der Auslagen, einem Kostüm, das kaum in einer Vorstadt Berlins irgendwelche Aufmerksamkeit erregt hätte.

„Dein soll es sein!" Medwedjeff flüstert es Xenia ins Ohr. „Und noch mehr, mehr, noch viel mehr soll dein sein . . ."

Warm, wie in mütterlicher Nachsicht liegt es auf dem Gesicht Xenia Tsaturowas. Und leise erwidert sie: „Und das Gesetz, Boris Borissowitsch?! Das Gesetz, das Ihnen verbietet, mehr als dreihundert Rubel im Monat zu verdienen? Und das Fähnchen da kostet allein zweihundertfünfzig Rubel . . ."

In dem Auto, das ihnen gefolgt ist, sitzen sie dann und fahren durch die Kitai-Gorod, am Kreml vorbei, über den breiten Moskaustrom. Und vor der Tür des Hauses, in dem Xenia Tsaturowa wohnt, stehen sie noch eine Weile.

Eine Bitte liegt in den Augen Medwedjeffs. Eine flehende, stumme Bitte um eine stille, gemeinsame Stunde.

Das Mitleid steigt in Xenia Tsaturowa hoch. Aber leise abwehrend sagt sie: „Nicht, Lieber, wir wollen uns selbst doch nicht gleich untreu werden."

Oben in Xenias Zimmer aber steht wartend neben dem dampfenden Ssamowar Marfa, die alte Amme. „Und Boris Borissowitsch?!" fragt sie. „Weshalb kam er nicht mit herauf. Warum will er heute nicht mit uns Tee trinken?"

„. . . weil ich mich heute mit ihm verheiratet habe!" Hart klingt die Stimme Xenia Tsaturowas.

„O Gott, o Gott!" klagt die Alte. „Was soll das nun werden, wenn du Sascha Huene wieder begegnest?!"

Xenia Tsaturowa steht am Fenster. Über dem Moskaustrom hinüber zu den vergoldeten Kuppeln des Domes Christus des Erlösers schaut sie, abwesend, wie von einer Erscheinung befangen. Dann sagt sie mit der kühlen Ruhe ihres schönen Gesichts: „Ich fühle es, daß ich ihn wiedersehen werde. Was das Schicksal uns dann aber bescheren wird — Glück oder Unglück — wer kann es wissen?"

„. . . ich mag es heute noch nicht wissen!" vollendet sie. Und zu der Alten sich wendend, sie leise streichelnd, sagt sie: „Erschrick nicht, du Gute, du Liebe! Heute Nacht reise ich mit dem Flugzeug nach London!"

VIII.

Schwarz und dunkel wie eine undurchdringliche Masse liegt das Chodinkafeld. Pfeifend und scharf schickt vom Ural, von Sibirien her der Herbst seinen Nordost. Autos sausen die Leningrader Chaussee entlang, biegen auf das Feld ein, fahren einer dunklen Gruppe von Gebäuden mit hell schimmernden Fenstern zu. Es ist der Flughafen von Moskau.

Verspätetes Leben herrscht hier. Knatternd werden vielhundertpferdige Motoren angelassen und wieder abgedrosselt. Monteure klettern auf einem Flugzeug von riesigen Ausmaßen herum. Es ist ein Spezialflugzeug der Regierung. Wie ein unwirklicher, riesenhafter Vogel steht es jetzt im Licht der Scheinwerfer und Lampen. Und neben ihm, winzig klein im Gegensatz zu seinen Ausmaßen, eine kleine Gruppe von Menschen.

„Hier, Ihre Pässe, bitte!" sagt Latwin, der stellvertretende Außenkommissar. „Und . . . meinen herzlichen Glückwunsch!"

Mit einer kurzen Verbeugung und dem zynischen Lächeln seines breiten Gesichtes drückt er Xenia Tsaturowa und Boris Medwedjeff die Hand.

Brüsk wendet sich Boris Medwedjeff ab. Der Glückwunsch, die Pässe wollen ihm wie Hohn erscheinen. Wie ein Hohn will es ihm erscheinen, daß er Xenia Tsaturowa besitzt und doch nicht besitzt. Daß sie, das Sowjetrecht benutzend, ihren Mädchennamen weiterführt und auch äußerlich nichts weiter sie an ihn bindet, als das Register auf dem 9. Distrikt.

Doch Latwin scheint zufrieden. In schmeichelnder Verbeugung küßt er Xenia Tsaturowa die Hand: „Sie sind unsere Hoffnung!" sagte er immer wieder, „gebrauchen Sie in London tüchtig Ihre schönen Augen und Ihr kluges Köpfchen. Für das andere werden wir dann sorgen . . ."

„Auch meinen Glückwunsch, Xenia Grigorjewna!" Ein Männchen, dünn und schmächtig, mit Spitzbart und listigen Augen drängt sich an Xenia Tsaturowa und reicht ihr die Hand: „Ihre Arbeit wird immer die Anerkennung des Proletariats finden!"

„. . . des Proletariats?!" Mit kühler Abwehr fragt es Xenia Tsaturowa: „Des Proletariats?! — Ich arbeite für keine Klasse, für keine Partei, ich arbeite für das Ganze, für die Allgemeinheit, für Rußland!"

„Sie sind kühn, Xenia Grigorjewna!"

„Bin ich kühn, Janis Karlowitsch?! Gut, daß diese Eigenschaft in Moskau noch nicht ausgestorben ist!"

Geduckt steht das Männchen. Xenia Tsaturowa aber weiß, daß sie einen Feind in Moskau mehr hat. Denn einen Konflikt mit Janis Karlowitsch Osolin, dem einflußreichen Mitglied der politischen Polizei, scheut man in Moskau wie die Pest.

In zottige Pelze gewickelt wie ein Untier, drängt der Flugzeugführer zum Aufbruch. Rasches Händeschütteln, Grüße — die Kabinentür schließt sich hinter Medwedjeff und Xenia Tsaturowa. Mit ihnen fährt noch ein Beamter des Außenkommissariats, ihnen beigeordnet, außerdem der Telegraphist und der Wärter.

Ratternd und knatternd springen die Motoren an. Taghell ist auf einmal der Flughafen beleuchtet. Und der riesige Vogel rollt, läuft, springt und hebt sich in die dunkle Nacht über Moskau.

„Sie wird's schaffen!" Sicher sagt es Latwin zu seinen Begleitern, als sie ihre Automobile besteigen.

Aber für die stürmische Phantasie Xenia Tsaturowas fliegt dieser Vogel viel zu langsam. Die schimmernden Lichter Moskaus sind entschwunden, dunkel breitet sich unter ihnen der Wald aus. Wald und immer wieder Wald. Auch hier und da hebt sich ein heller schmaler Nebelstreif ab: ein Flußlauf.

Und ihre Gedanken stürmen und jagen dem riesigen Vogel voraus: nach Europa, nach Europa . . .

*

Während Xenia Tsaturowa so ihren Flug nach Europa beginnt, liegt auf dem Promenadendeck der „Olympic" in einem Liegestuhl Alexander Huene. Faul und lässig liegt er da, ganz hingegeben der banalen Zufriedenheit, wieder einmal nach langer Zeit ordentlich gesättigt zu sein. Faul und lässig sind auch seine Gedanken. Nach Monaten und Jahren der Arbeit, Sorge und harter Entbehrung überläßt er sich fatalistisch dem Geschick, das da zuerst Mr. Brown hieß, sich dann in eine holländische Bank verwandelte und jetzt nur dunkel ahnen und erraten läßt, was es eigentlich mit ihm vor hat.

Eine Regenböe prasselt gegen die Fenster des Decks.

Und mit geschlossenen Augen denkt Alexander Huene: Zermürbt bist du, Sascha, alter Freund! Wo ist die Zeit, da du dich, ohne eine Sekunde zu beginnen, an die Spitze deines Freiwilligen-Regimentes setztest und den Bolschewiken entgegenrittest? Zermürbt bist du . . .

Da kommt es das Promenadendeck entlang: Schlank, im Borddreß nach der letzten Mode, ganz amerikanisches Sportgirl. Sehr hübsch und auch sehr hochmütig, wie es sich für die Erbin von ungezählten Dollar-Millionen geziemt: Maud Hill . . .

Und ihr zur Seite, an der Leine kurz gehalten, immer schnuppernd, ewig eine neue Witterung findend, „Tipsy", der Drahthear-Terrier.

Und Tipsy stutzt: da eine Witterung! — Zuckend ziehen die feinen Nasenflügel die Witterung ein. Und die Witterung ist bekannt. Heillos bekannt. Es ist die Witterung von dem Kerl, der auf das Auto sprang und der Herrin das Steuerrad aus der Hand riß. Da, ganz nahe ist auf einmal die Witterung — Gefahr . . .!

In voller Wut belfernd, fährt Tipsy gegen die Beine Alexander Huenes, so daß dieser aus seinen dösenden Gedanken auffährt.

„Down, Tipsy!" befiehlt vergeblich ein hübscher, aber knallrot angestrichener Mund.

Und das Erkennen flackert über beide Gesichter. Die Erinnerung fährt hoch an jene schnelle Begebenheit vor zwei Tagen an der Gabelung des Broadway zur Park Row in Newyork, als Alexander Huene mit kühnem Sprung und sicherem Griff Maud Hill davor bewahrte, mit ihrem Rolls Royce ihren eigenen Vater zu überfahren.

Maud ist in ihrer Erregung rot geworden. Sie fühlt: sie muß jetzt hier danken. Eine Maud Hill muß danken! und das fällt schwer. Und ein aufkeimendes Gefühl der Gerechtigkeit sagt ihr, daß es hier mit einem flüchtigen Neigen des Kopfes und einem kühl-freundlichen Lächeln nicht getan ist.

Mühsam bändigt sie die wütend belfernde Tipsy.

Doch der Mann da, der sich etwas ungeschickt aus der Fußdecke wickelt und dann nach knapper Verbeugung hoch, straff und sicher vor ihr steht, dem das volle, dunkelblonde Haar, sorgsam in der Mitte gescheitelt, einen schmalen, rassigen Kopf abschließt, der Mann da macht ihr den Dank leicht.

Und so sagt sie: „O, wie soll ich Ihnen danken, Mister . . Mister . . .?"

„Alexander Huene . . ." hilft er nach.

„O ja! — Ich muß Ihnen sehr danken, Mister Huene. Es war eine sehr tapfere Tat von Ihnen. O, wenn der schreckliche Mensch, der Betrunkene, mir nur nicht immer vor den Wagen getorkelt wäre. Sie sind sehr tapfer, Mister Huene . . ."

Sie will weiter sprechen. Mit dankender Verbeugung verneigt sich Alexander Huene. Das offene Lob ist ihm unangenehm.

„Es war nur einfache Menschenpflicht, Miß . . Miß . .?!"

„Miß Maud Hill!" hilft sie nun aus.

„. . . es war nur Menschenpflicht, Miß Maud Hill!" wiederholt Alexander Huene langsam.

Aber der Name „Hill . . . Hill . . ." bleibt in seinen Ohren. Ein Name, von dem er noch von Newyork her weiß, daß mit ihm die unsagbare Machtstellung eines Erdöl-Magnaten und unschätzbarer Reichtum verbunden sind.

„. . . aber dennoch Dank, tausend Dank, Mister Huene. Es war hübsch von Ihnen, so zu handeln."

Eine kleine, feste Sporthand umschließt die Hand Alexander Huenes. Noch ein prüfender Blick aus den kühlen, grauen Augen Maud Hills geht über seine Gestalt hin und schon im Weiterschreiten fragt sie: „Wohin reisen Sie denn, Mister Huene?"

„Nach London!"

„O, wie interessant. — Ich wollte an die Riviera." Und dann blitzt es wie eigenwilliger Entschluß über ihr Gesicht und rasch sagt sie noch: „Ich werde mich auch einige Tage in London aufhalten. Ich muß eine Freundin besuchen. Vielleicht sieht man sich wieder, Mister Huene? Die Welt ist ja so klein. Good bye, Mister Huene!"

„Good bye, Miß Hill!"

„Glückspilz!" murmelt neben ihm ein älterer Herr, der die kleine Szene beobachtet hat.

(Fortsetzung folgt)

Die verlorene Welt.

Skizze von **Bertha Witt**.

Rauhreif hatte alle Bäume um den Schloßberg verzaubert. Langsam stieg der Mann bergan, jenen Weg, der von den Friedhöfen heraufkam. Unter seinen Füßen knirschte der Schnee, sein Blick träumte in das Wintermärchen. Über ihm lag das Schloß, unten die bunte Stadt. Die roten Dächer, die sich so traulich geduckt aneinander schmiegten, hatte der Schnee wie mit weißem Zucker dick bestreut. Die Sonne rang mit der Dunstwolke, die im Tal lagerte, und vergoldete die Tannenwipfel auf den düsteren Bergkulissen. Aus dem Mühlental klang das Frage- und Antwortspiel der Hähne, die das späte Licht über den Morgen täuschte; Hunde kläfften, und jetzt begann der Drehorgelspieler in dem melancholisch verstimmten Klageton seines Instruments seine Weisen, — Schlager vergangener Jahre. Alles war wie sonst. Das Morgenkonzert verklang endlich, von der Engigkeit einer Gasse, in die der Musikmacher geraten war, gehemmt. Die Schloßuhr sang mit ihrer keck zirpenden Stimme, und von den Türmen unten antwortete es in eherner Feierlichkeit.

Der Mann im Schnee ging weiter. Man sah es seiner gestählten, fast noch jugendlichen Gestalt nicht an, daß er den Fünfzigern nicht mehr fern war. Nur in seinem Gesicht stand ein Ausdruck, als wenn er bedrückt durch dieses Wintermärchen schritt, nur beklommen diesen Zauber atmend. Vielleicht hatte es ihn zu sehr gepackt, gestern, da er in der Abenddunkelheit die lange, stille Außenstraße in die Stadt hineinging. Immer heller war es um ihn geworden. Die alten Giebelhäuser mit ihrem lustigen Fachwerk und den niederen Dächern, — es kam ihm vor, als nickten sie alle freundlich herab. Aus großstädtisch aufgemachten Fenstern strahlte das Licht auf den Schnee, und zwischen den zierlichen Türmchen über der Rathausuhr brannte ein Tannenbaum. Lange hatte er keinen mehr gesehen, — seit Jahren war er zum erstenmal wieder hier . . .

Drüben, wo vor einer Reihe kleiner Beamtenhäuser der Fahrweg nach dem mittelalterlichen Schloßtor emporbog, spielten zwei Kinder. Der Weg hatte hier starkes Gefälle und bot den Kleinen eine kurze, gefahrlose Rodelbahn. Der Mann blieb stehen und sah zu, wie sie sich anschickten, nach der kurzen Talfahrt ihren Schlitten wieder emporzuziehen. „Nein", dachte er und fühlte, wie die Blutwelle verebbte, die ihm plötzlich durchs Hirn gerauscht war, „so klein sind sie nicht mehr; es ist ja sechs, fast sieben Jahre her . . . So sah ich sie zuletzt . . ."

Plötzlich hielt der kleine Schelm, das Schwesterchen hinter sich, vor dem fremden Manne. „Du kannst uns mal ziehen", lächelte er mit der kindlich-harmlosen Keckheit, die das Nicht-Dürfen oder Sich-Fürchten in diesem Augenblick vergessen hatte. Über das Gesicht des Mannes glitt ein Schein, als wenn die Sonne den Hahn auf dem Kirchturm unten im Tal aufblitzen läßt. Er spannte sich in den Schlitten, — vier, fünf Mal, und zog ihn immer wieder auf die Höhe, wenn die Kleinen mit Jauchzen hinabgesaust waren. Wie ein gutmütiger Onkel oder gutgelaunter Hausvater spielte er mit den fremden Kindern, — er, der einsame Mensch aus Übersee . . . Die Schloßuhr schlug wieder. „Nun ist es genug", sagte er hastig und wendete sich seitwärts, wo über ein paar Steinstufen der nähere Fußweg nach der Stadt hinab führte. Die Sonne lag auf dem Schnee der Berghänge und der breiten Fahrstraße unten; es flimmerte und blendete, — man konnte kaum hinsehen. Der Mann ging schneller, — an den Häusern entlang und hinten herum über den Mühlbach. Es war ganz still hier. Drüben in einer Außenstraße lag das Lyzeum; eben strömten die Scharen kleiner und großer Mädchen auf den Schulhof, um in der kurzen Pause frische Luft zu schöpfen. Der Hof lag an der Straße. Langsam ging der Mann hinüber, — zögernd, und doch unwiderstehlich angezogen. Sein Blick irrte durch die munter sich tummelnden Gruppen. Ob sie dazwischen war? Ob er sie heraus fand, — sie noch erkannte . . .? Wieder rauschte der Blutstrom verdunkelnd durch sein Hirn, und wie aus weiter Ferne hallte das Lachen der Kinder, dann die Schulglocke in sein Bewußtsein. Die Mädchen sammelten sich, und jetzt hatte sein Blick das eine herausgefunden, umfaßte, verschlang es . . . Das Kind sah herüber, — fremd und ahnungslos stand es da, so ihm unbewußt die Gunst der Minute verlängernd. Es hatte dieselbe zierliche Gestalt, dasselbe goldige Haar und die gleichen zarten Farben wie ihre Mutter . . . Nur die Augen — er fühlte, wie jetzt der Blick ihrer Augen über ihn hin glitt, als hätte sie das Dringende seines Blickes empfunden — diese Augen spiegelten schon jenen seltsamen Ausdruck der Leerheit und Fremdheit wider, jene Sehnsucht nach etwas, was man nirgends fand . . . Seine Augen. Es war sein Kind . . .! Verdammt wie er zum ewigen Suchen, — verdammt wie er, die Seele an den Rätseln, an den Irrlichtern, an dem Betrug dieses Lebens wund zu reiben.

Der Mann stürzte hinweg. Er stieg die vereisten Straßen des Lindenberges empor. Es war bang und beschwerlich. Oben am Wald blieb er stehen, und er konnte wieder denken. Drüben lag das Haus mit dem hohen Dach, wo die Frau wohnte, die einst sein war. Seine Blicke umtasteten das Haus. Wie oft stand er hier schon, — und ging doch immer wieder. Er wollte sich überwinden, dann, meinte er, würde es endlich vorbei sein und dies Gefühl, das ihn hierher zog, still werden. Jetzt stand er wieder hier . . . Er konnte es nicht überwinden. Die Kinder, — das war es eben. Hätte er sie damals geahnt, diese geheimnisvollen Fäden, die sich nie zerreißen ließen . . . Ach, damals . . . Die Irrlichter lockten so, und er wußte noch nicht, daß der Weg ins Leere ging . . .

Warum gehe ich nicht in das Haus? sprach er in sich hinein. Warum sich überall herum stehlen, an Gittern stehen, nur um einen Blick zu erhaschen? Es sind ja deine Kinder, auch wenn du sie preisgabst; ein Recht gibt auch dir noch die Menschlichkeit. — Und dann stand er in dem Gemach, ohne daß er wußte, wie er hinein gelangt war. Er sah, wie die Frau sich auf die Lippen biß und kein Wort fand. Es war noch die zarte, zierliche Gestalt, aber das Haar hatte den goldigen Schimmer nicht mehr.

„Ich bin gekommen . . . Die Kinder . . . ich möchte sie einmal sehen." In das Gestammel seiner Sprache kam langsam Ordnung. „Nie habe ich es gewagt — nur von weitem, — du weißt nicht, wie oft ich schon hier war. Aber es ist schwer — so — ich kann es nicht mehr."

Langsam, aus dem gebannten Erschrecken, in dem sie noch immer da stand, sah sie auf. „Ich kann es dir nicht verwehren", sagte sie tonlos, mühsam wie gegen zwiefache Regung kämpfend. „Aber es ist besser . . . du weißt es ja auch, — sie kennen dich nicht, begriffen es nie. Du bist doch nur ein Fremder für sie; wie ein Tier brichst du in das Gehege unserer Familie ein."

„Wie ein Tier . . .“ murmelte er aufzuckend wie unter einem Schlag. Es war ganz still; nur sein schweres Atmen vernahm man. Plötzlich fuhr die Frau aus stummer Bewegung auf. „Da sind sie . . .“ Das Mädel, der Junge kamen herein, jedes an dem Arm eines lachenden Mannes, dessen Augen weit wurden, als er den Fremden sah, und doch alle Fassung einbüßten über den Blick, der die Kinder umklammerte.

„Das ist der fremde Mann, der mich so angesehen hat . . .!“ stieß das Mädchen plötzlich hervor und drängte sich nahe an die Mutter, die jetzt mühsam lächelnd auf sie einsprach. „Kein fremder Mann, Kind. Komm, gib ihm die Hand; es ist . . .“

„Nein, ich fürchte mich“. — und das Kind duckte sich vor dem Blick, der jetzt tot und leer von ihm zu der Frau glitt und dann zu Boden irrte. Wieder vernahm man nichts als den schweren Atemzug des Mannes. Seine Hand tastete nach dem Hut; dann ging er benommen hinaus. Wie ein Märchen umwoben ihn Wintersonne und Rauhreif überall; aber er sah es nicht.

Schach dem Tode!

Eintrocknen und Wiederbeleben: Neuartige Versuche mit überlebenden Organen.

Von Hanns Derstroff.

Vor kurzem erschien unter dem Titel „Schach dem Tode“ in einer illustrierten Zeitung ein Roman, der sich mit der phantastischen Entdeckung eines Serums beschäftigte, das den Verfall des Körpers unmöglich macht, also das Leben verewigt. Für die Leser dieses Romanes muß dieses Geschehen unwirklich scheinen, außerhalb des Rahmens jeder denkbaren Möglichkeit. Und dennoch stehen die jüngsten Versuche, besonders russischer Wissenschaftler, mit ihren fast unglaubhaften Ergebnissen in ihrer Phantastik des tatsächlich Beobachteten dem utopischen Roman nur sehr wenig nach.

Vorausgeschickt seien einige Bemerkungen: Es ist bekannt, daß die trockenen Samen der Pflanzen erstaunlich lange ihre Keimfähigkeit behalten. Was über den in ägyptischen Königsgräbern gefundenen Mumienweizen berichtet wurde, hat sich zwar als Legende erwiesen. Wir kennen aber Samen, die über 200 Jahre alt sind und dennoch keimfähig blieben.

Wir kennen die ungeheure Widerstandsfähigkeit von Bakterien und einzelligen Tieren, die sich in ausgetrocknetem Zustande verkapseln und Jahre ohne Schädigung überdauern können. Ja, man weiß neuerdings, daß für diese Organismen ein monatelanger Aufenthalt in reinem Stickstoff, bei einer Temperatur von 260 Grad Kälte oder in Siedehitze oder in ultraviolettem Licht keine Einbuße an Lebensfähigkeit, besser gesagt an Wiederbelebungsfähigkeit, bedeutet; das haben die Experimente von P. G. Rahn gezeigt.

Vorausgeschickt sei eine zweite Bemerkung über das viel umstrittene Problem der Vivisektion: Man muß sich darüber klar sein, daß ohne sie die medizinische Wissenschaft auf unendlich viele Erkenntnisse und Heilmittel verzichten müßte, die Abertausenden Hilfe bringen, daß andererseits Menschenwürde und Bindung an alles Lebende den ernsten Forscher zutiefst verpflichten, dem Tier, das er zu seinen Versuchen braucht, unnötige Qual zu ersparen.

Von den einfachsten Lebewesen, den Samen, den Bakterien, wissen wir, daß sie einen ungeheuren Lebenswillen besitzen. Es lag nahe, die experimentelle Frage nach der Widerstandsfähigkeit auf vielzellige Organismen auszudehnen, auf höhere und empfindlichere Tiere.

Dabei war festzustellen, daß die tierischen Gewebe, die Zellen der höher, ja höchst entwickelten Tiere, auch außerhalb ihres Zellverbandes, außerhalb des Organismus lebensfähig erhalten werden können, ja in geeigneten Nährflüssigkeiten ihren Stoffwechsel behalten, sich teilen und vermehren, also leben.

Was ist überhaupt Leben? Man muß sich einmal darüber klar sein, daß mit der Erscheinung, die wir im Alltag Tod nennen, noch nicht alles Leben im Körper erstorben ist. Wir wissen, daß z. B. Haare und Nägel der Gestorbenen wachsen. Bekannt ist ferner, daß ein Kaltblütlerherz, z. B. das Herz eines Frosches, auch außerhalb des Körpers, herausgeschnitten, noch eine Zeitlang schlägt; ja, daß man die rhythmischen Pulsationen des Herzens in geeigneten Flüssigkeiten viele Stunden erhalten kann.

Überraschend aber sind die Versuchsergebnisse, die jetzt von dem Institut für experimentelle Biologie in Moskau veröffentlicht werden. Dort hat man isolierte Organe, z. B. ein Kaninchenohr, durch geeignete Maßnahmen vollkommen ausgetrocknet; es verlor fast vier Fünftel seines Gewichts, ein Kaninchenohr, durch geeignete Maßnahmen vollkommen war holzhart, also — nach unseren allgemein gültigen Begriffen — tot. Nach fünf Monaten hat man dieses Kaninchenohr vorsichtig „aufgeweicht“ — und das Unerwartete trat ein: Das Ohr war immer noch lebensfähig! Sein Haar begann zu wachsen; spritzte man ihm Adrenalin ein, so zogen sich die Gefäße zusammen.

Einen anderen Versuch veröffentlicht Morosow (Archiv für experimentelle Zellforschung, Band 7 und 8), dem es gelang, ein Warmblütlerherz ebenso auszutrocknen und noch nach 63 Tagen an kleinen Gewebstücken aus diesem Herzen, die er in Blutplasma einbettete, unter dem Mikroskop Leben festzustellen. In geeigneten Nährsubstanzen wie z. B. Traubenzucker, Zellpreßsaft, Blutserum sah man alle Zellen überleben, ja selbst das komplizierte Zellsystem der Nervenfasern wachsen.

Slowtzow wieder hat an getrockneten und später erweichten Abschnitten bei Kaninchen- und Meerschweinchendärmen die Wiederaufnahme der Bewegungs- und Verdauungsfähigkeit feststellen können.

Damit waren die Vorarbeiten geleistet, die zu jener experimentellen Fragestellung führten, welche durch die Versuche der Professoren Brjuchenenko und Tschetschulin ihre Lösung gefunden haben: „Kann das Gehirn, losgelöst vom übrigen Organismus, insbesondere losgelöst von dem komplizierten Nervenapparat des Rückenmarks, weiterleben?“

Schon Professor Heymans, der englische Physiologe, hatte nachweisen können, daß im abgetrennten Kopfe eines Hundes das Gehirn noch für kurze Zeit funktionsfähig bleibt, wenn es durch die Adern eines zweiten Hundes mit Blut gefüllt und entleert wird; selbstverständlich nur so lange, wie das blutgebende zweite Tier am Leben bleibt und mit seinem Blute dem Hirn des ersten Tieres Nährstoffe, vor allem Sauerstoff, zuführen kann.

Die russischen Physiologen sind weiter gegangen. Sie haben auf den zweiten blutspendenden Hund verzichtet und an seine Stelle eine Maschine gesetzt, den Autojektor, das künstliche Herz, durch das mit Hilfe einer elektrischen Motorpumpe Nährflüssigkeit, z. B. gerinnungsfreies Blut, mit Sauerstoff angereichert, dem natürlichen Rhythmus des Herzschlags angepaßt, gepumpt werden kann. Man hat mit diesem Apparat die Arterien und Venen eines abgetrennten Hundekopfes verbunden und nach allmählichem Abklang der Narkoseerscheinungen feststellen können, daß dieser Kopf, durch die elektrische Motorpumpe gespeist, daß dieses Gehirn, mit einer künstlichen Nährflüssigkeit erregt, am Leben blieb. Dieser Hundekopf bewegte seine Lider; Reflexe und Abwehrbewegungen waren festzustellen; die Zähne wurden gefletscht, die Nase des Hundes reagierte auf Duftstoffe.

Wurde der Autojektor gehemmt, traten also Ernährungsstörungen auf, so war sofort eine tiefe Bewußtlosigkeit festzustellen — kurz: ein abgetrenntes Gehirn, frei vom Körper, lebte, eingespannt in den Maschinenkreislauf einer künstlichen Nährflüssigkeit.

Manchem Leser wird der Gedanke kommen, dies sei ein herzloses Artistenstück, das neugierige Sensationsexperiment eines ehrgeizigen Wissenschaftlers: Aber gerade diese Versuche gewähren einen tiefen Einblick in den inneren Mechanismus des Lebens, in de Geheimnisse des Todes; deshalb sind sie berechtigt.

Doch von den sieben mal sieben Schleiern, hinter denen das Mysterium Leben webt, ist damit vielleicht der erste gelüftet. Und je weiter wir in die geheimnisvollen Urtiefen des Lebens vordringen, um so schmerzhafter und klarer erkennen wir, wie wenig wir wissen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.